

Chancen einer selbstbestimmten symbolischen und unblutigen Umformung des Rituals der Beschneidung bei den Frauen der Lobi in Burkina Faso.

Man kann die Rolle der beiden Geschlechter über die Natur oder über die Gesellschaft definieren. Im ersteren Falle spricht man von Sexus (sex), im zweiten Fall von „Gender“. Ein deutsches Wort für „Gender“ fehlt, denn der Begriff Geschlecht umfasst beides. Die Rollenzuweisungen, die sich aus Gender ergeben, lassen sich nicht aus dem biologischen Geschlecht ableiten. In Gesellschaften in denen die weibliche Beschneidung üblich ist, scheint man das Gefühl zu haben, dass die Natur die Rolle der Frau unzureichend definiert hat (z. B. geht man manchmal von einer uranfänglichen Doppelgeschlechtlichkeit des Menschen aus). Darum wird ein Eingriff in die Natur (die Geschlechtsorgane), welche diese angenommene Unzulänglichkeit beseitigt, als kulturelle Tat gesehen. Sex wird in Übereinstimmung gebracht mit „Gender“. Es sei daran erinnert, dass die Klitoris wie der mit Schwellkörpern ausgestattete Penis ein erektilen Organ ist, das sich bei sexueller Erregung mit Blut füllt. Der Vergleich zwischen Klitoris und Penis ist darum nicht abwegig. Bei den Lobi wird die Klitoris als ‚männliches‘ Organ in einem weiblichen Körper angesehen.

Welche Arten von Eingriffen gibt es? Eine Übersicht wird erschwert durch die Uneinheitlichkeit der Bezeichnungen. Man kann unterscheiden:

- Eingriffe an der Vorhaut der Klitoris: Ritzung, teilweise oder vollständige Entfernung. Diese Eingriffe an der Vorhaut werden auch als ‚milde Sunna‘ bezeichnet. Sunna ist ein arabisches Wort und bedeutet Tradition. Es ist aber nicht besonders sinnvoll, bei nichtarabischen bzw. nicht-islamischen Völkern arabisches Begriffe zu benutzen.
- Eingriffe an der Klitoris selbst: teilweise oder vollständige Entfernung (Klitoridektomie). Man spricht auch von modifizierter Sunna.
- Eingriffe an den kleinen Schamlippen mit teilweiser oder vollständiger Entfernung. Man spricht von Exzision.
- Einbeziehung der großen Schamlippen. Dabei werden die inneren Oberflächen abgeschabt. Dies ist die sog. pharaonische Beschneidung, die meist in Verbindung mit der Infibulation durchgeführt wird. Das bedeutet, dass die Wundflächen zusammengehalten und zum Verwachsen gebracht werden durch Naht oder durch Akaziendornen. Nur ein sehr enger Auslass verbleibt, um Urin und Menstrualblut hindurchzulassen.

Die Eingriffe werden je nachdem mit Messern, Scheren, scharfkantigen Blechen, Rasierklingen oder Glasscherben vorgenommen. Dabei steht häufig nur

ein Instrument für zahlreiche Beschneidungskandidatinnen zur Verfügung. Das bedeutet Infektionen.

Es ist klar, dass die Genitalverstümmelung, besonders in der letztgenannten Form, schwere Schäden hinterlässt. Dazu gehören Blutungen, Infektionen einschließlich AIDS, narbenbedingter Verengung von Harn- und Geschlechtswegen mit Aufstau von Menstrualblut oder Urin, Verlangsamung und Schmerzhaftigkeit des Wasserlassens, schmerzhafte Menstruation, Gewebsrissen bei Verkehr oder Entbindung oder der Notwendigkeit zu einem erneuten Eingriff. Auch Todesfälle kommen vor. In Mali soll vor einiger Zeit eine ganze Gruppe von Mädchen zu Tode gekommen sein, weshalb Teile der Bambara die weibliche Beschneidung offenbar aufgegeben haben. Natürlich wird auch die Sexualität beeinträchtigt.

Im Bericht der Weltkommission für Kultur und Entwicklung „Unsere kreative Vielfalt“ („Our Creative Diversity“) steht der Satz: „Wir stehen jetzt vor der Herausforderung, einer doppelten Falle aus dem Wege zu gehen, nämlich auf der einen Seite prinzipienlosen Formen des kulturellen Relativismus, welcher Frauen ihre grundlegenden Rechte verweigert, und auf der anderen Seite der Voreingenommenheit und dem Ethnozentrismus des Westens“.

Mein Vortrag ist der Bericht über einen Versuch einer Frauengruppe in Gaoua, Burkina Faso, Westafrika, dieser Falle aus dem Wege zu gehen. Dazu möchte ich eingehen auf die folgenden Punkte:

- Was sind Rituale und wozu dienen sie, speziell in schriftlosen Gesellschaften?
- Welche Positionen werden im Westen gegenüber den Ritualen „der Anderen“ eingenommen?
- Die unblutige, symbolische Umformung der weiblichen Beschneidung bei den Lobi

Die Beschneidung gehört zu den sog. Übergangsriten (rites de passage), die eine Generation bzw. den Einzelnen von einem Lebensabschnitt in den nächsten überleiten. Im christlichen Bereich mag man an Konfirmation, Erstkommunion und Firmung denken. Im Christentum ist jedoch der Sinn für solche Rituale zu einem großen Teil verloren gegangen, so dass im Zusammenhang mit der Firmung von Theologen schon von dem „unwirksamen Sakrament“ gesprochen wurde. Durch die Verlängerung der Ausbildung wird in den entwickelten Ländern die Statusdifferenz zwischen Kindern und Jugendlichen einerseits und Erwachsenen andererseits immer mehr verwischt. Es resultiert eine Statusunsicherheit des Einzelnen in der Gruppe mit Verstärkung des individuellen Konkurrenzverhaltens. So ist es wahrscheinlich kein Zufall, wenn Gesellschaften und Gruppen, die das Gemeinschaftliche oder Kollektive stärker betonen als das Individuelle, an den Riten festhalten. Dies gilt z.B. für Japan, das „Land der rituellen Harmonie“ (so der Titel eines Buches von Florian Coulmas), oder sogar

Übergangsriten neu erfinden. Man denke an die Jugendweihe in der ehemaligen DDR oder auch an die oft brutalen Aufnahmezeremonien bei Militärakademien oder militärischen Sondereinheiten z.B. in den USA. Vielleicht steckt sogar hinter der derzeitigen Esoterikwelle im Westen das Sich-Sehnen nach mehr Gemeinschaft anstelle bloßer individueller Selbstverwirklichung, oder auch eine Ahnung davon, dass letztere nur in einer Gemeinschaft möglich ist. Vor einiger Zeit blätterte ich im Zug in einer liegengebliebenen Zeitung und stieß dabei auf einen Artikel mit der Überschrift „Rituale als Bestandteile einer christlichen Schulkultur“. Es handelte sich um die Ankündigung einer Tagung. Aus der Einladung wurde der Satz zitiert: „Heutige Jugendliche erscheinen orientierungslos und die Familien von einem Überangebot an Wahlmöglichkeiten und Konsumgütern überfordert. Eine Neubesinnung auf die positiven Funktionen von Ritualen und ihre stabilisierende Funktion tut not“. Soweit das Schwäbische Tagblatt vom 8. Oktober 1999.

Welchem Zweck dienen diese Rituale, und warum halten sie sich so hartnäckig, insbesondere in bisher schriftlosen Gesellschaften?

„Die Riten sind dazu da, das Identitätssystem der Gruppe in Gang zu halten“ (so der Ägyptologe Jan Assmann, in seinem Buch „Das kulturelle Gedächtnis“, S. 143). „In schriftlosen Gesellschaften haben die Riten bzw. hat die zeremonielle Kommunikation die Aufgabe, das identitätssichernde Wissen zu rezirkulieren und zu reproduzieren“ (ebenda, S. 143). Die Riten wiederholen das in zeremonieller Art, was in der Vergangenheit die Gruppe zusammengeführt hat, und hält die Gruppe so in der Gegenwart zusammen.

„Gruppen ‘bewohnen’ ihre Vergangenheit ebenso wie Individuen und formen daraus Elemente ihres Selbstbildes (ebenda, S. 47).

„Gruppen stützen typischerweise, wie der frühere Münsteraner Ethnologe Rüdiger Schott formulierte, das Bewusstsein ihrer Einheit und Eigenart auf Ereignisse in der Vergangenheit. Gesellschaften brauchen die Vergangenheit in erster Linie zum Zwecke ihrer Selbstdefinition“. Zu dieser Selbstdefinition der Gruppe braucht man auch die Toten. Nach Janheinz Jahn umfasst der Begriff „Mensch“ in Afrika Lebende und Tote. Die Toten leben in gewisser Weise fort. Dieses Fortleben der Toten gilt freilich nur, soweit man sich ihrer erinnert. In Afrika findet die Darstellung der Gemeinschaft von Lebenden und Toten ihren vollendeten Ausdruck in den sog. Ujamaa-Plastiken, den „Lebensbäumen“ der Makonde (in Tanzania, Zimbabwe und Mosambik). Jeder ist mit jedem verbunden, sei es direkt, sei es indirekt durch andere oder durch Gegenstände, die die Einzelnen in den Händen halten. Manchmal werden die Toten mit dem Kopf nach unten dargestellt

Das, was frontal gegen diese Riten gerichtet ist - und damit gegen die Erinnerung - wird als gegen den Zusammenhalt der Gemeinschaft gerichtet empfunden. Das wurde von Kolonialherren, Missionaren und Entwicklungsplanern oft

nicht beachtet. Gegenüber den identitätsstiftenden Riten bzw. Ritualen findet man unter Anthropologen und Entwicklungsfachleuten ein weites Spektrum von Positionen, deren Extremfälle hier kurz besprochen werden sollen.

Da ist einmal der absolute Kulturrelativismus (auch harter Kulturrelativismus genannt). Hier handelt es sich um die Anschauung, dass verschiedene Kulturen schlechthin unvergleichbar sind. Ein Verständnis über kulturelle Barrieren hinweg erscheint unmöglich. Kulturen - wenigstens fremde - erscheinen als feste, unveränderlichen Wesenheiten. Moralische Bewertungen kultureller Erscheinungen von außen werden abgelehnt, ebenso jede Intervention. Die museale Fixierung führt dazu, auch die Weiterentwicklung der autochthonen Kultur abzulehnen bzw. für unmöglich zu halten. Im Ergebnis führt diese Haltung zur Verleugnung individueller Menschenrechte zugunsten kultureller Rechte, siehe das von Georges Devereux in seinem Buch „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften“ berichtete Beispiel eines Anthropologen, welcher der Beerdigung eines lebenden Menschen, der für sozial tot galt, beiwohnte, ohne einzuschreiten, und dies damit begründete, der Anthropologe sei dazu da, zu beobachten, aber nicht etwas zu verändern.

Die extreme Gegenposition zu diesem Relativismus läuft auf die **Negation kultureller Rechte von autochthonen Gruppen hinaus**. Die bodenständige Kultur wird hier als zweitrangig und als Störfaktor für die wirtschaftliche und politische Entwicklung angesehen. Das erinnert mich an ein Gespräch das ich Anfang der siebziger Jahre in London hatte mit dem Vertreter einer christlichen Gruppe, die in Burkina Faso missioniert. Dieser Mann versicherte mir die traditionellen Loyalitäten in Familie und Dorf müssten aufgebrochen werden, denn nur das Individuum könne sich entwickeln, nicht die Gruppe.

Die Entwertung der autochthonen bodenständigen Kultur und ihrer Solidarität im Namen vorgeblich universeller Werte oder auch nur der Modernität oder der wirtschaftlichen Entwicklung findet ihren pointierten Ausdruck in der Haltung der deutschen Psychiater Staewen und Schönberg, welche die Yoruba Nigerias studierten und die zu dem Schluss kamen, **die afrikanische Kultur sei zum Aussterben verurteilt** und könne nur durch die „technische Zivilisation des Westens“ ersetzt werden. Da die Yoruba damit Schwierigkeiten hatten, forderten die Autoren ein Programm zur geistigen Gesundheit, „**Mental Health Programme**“, nicht um psychisch Kranke zu behandeln, nein, sondern „um die Persönlichkeitsstruktur des Yoruba den Forderungen der europäischen Zivilisation anzupassen“. Um die Seelenverfassung der Yoruba zu charakterisieren, benutzten sie den Ausdruck „Verhältnisschwachsinn“. Diesen definieren sie als nicht wirklich vorhanden, sondern, vorgetäuscht durch eine fundamental unvertraute Umgebung (die europäische technische Zivilisation). Das klingt wie eine Illustration zu dem Witz, nachdem die meisten psychiatrischen Lehrbücher den Titel tragen sollten: „Wie du mehr so wie ich werden kannst“.

Hier kommt das interventionistische Denkschema rein zur Darstellung. Es ist dies Schema, das von Paulo Freire als das antidialogische Prinzip (also Gesprächsverweigerung) und als kulturelle Aggression bezeichnet wird. Der Dortmunder Wirtschaftsfachmann Eberhard Reusse fasst seine langjährige Erfahrung in Entwicklungsländern - vor allem in der FAO - in dem Satz zusammen, dass das interventionistische Paradigma, also die Neigung, immer die Notwendigkeit eigenen Eingreifens von außen zu unterstellen, die Ursache vieler, wenn nicht aller Fehlschläge in der Entwicklungshilfe sei (Eberhard Reusse, „The Interventionist Paradigm“, 1999).

Eine der möglichen Auswirkungen dieses Paradigmas - damit komme ich zur weiblichen Beschneidung - ist das **Heraufrufen fundamentalistischen Widerstandes**, besonders, wenn es sich um kulturell sensitive Bereiche handelt.. Es gibt ein frühes Beispiel dafür, das von dem Psychoanalytiker und Ethnologen Devereux berichtet wird: „Die weibliche Zirkumzision war immer ein Hauptritus der Kikuyu (in Kenia), wenngleich sie wohl kaum die Seele der Lebensweise der Kikuyu war, zu der Yomo Kenyatta sie 1938 reaktiv erklärte, als die Missionare dagegen einzuschreiten begannen. Noch deutlicher ist das Beispiel der Mau-Mau (eine Widerstandsbewegung der Kikuyu gegen Ende der Kolonialzeit), die, um dem Einschreiten gegen diese und einige andere Praktiken zu begegnen, Eide ablegten, die so sehr im Widerspruch zum Kikuyu-Recht, zu ihrer Religion und ihrer Ethik standen, daß sie sich damit buchstäblich selbst aus der normalen Kikuyu-Gesellschaft ausschlossen“ (Georges Devereux, „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften“, Paris, 1967, Fall 320, im Suhrkamp Taschenbuch S. 247). Wenn so etwas geschieht, dann ist eine Sublimierung aus dem Inneren der Kultur heraus für lange Zeit verbaut, zum Glück aber nicht für immer und überall. Auf Kenia werde ich noch zurückkommen.

Das Ritual der weiblichen Beschneidung bei den Lobi.

Wenn ich über die symbolische Umformung der Beschneidung bei den Lobi berichte, müsste eigentlich Frau Damien, die Vorsitzende der Vereinigung zur Förderung der Frauen von Gaoua, als Akteurin mit der unmittelbaren Erfahrung hier stehen. Sie hat mir geschrieben und auch am Telefon gesagt, dass sie sich freut, dass der Vortrag stattfindet und es bedauert, nicht dabei sein zu können.

Bei den Lobi in Burkina Faso (Westafrika) wird die Exzision bzw. die Klitoridektomie durchgeführt. Es ist nicht so, dass die Beschneidung den Frauen nur von den Männern aufgezwungen würde, vielmehr ergreifen in der Regel die Mütter die Initiative für die Beschneidung der Töchter, aber nicht ohne Zustimmung des Vaters. Zumindest ist dies so bei den Lobi. Allerdings finden unbeschnittene Frauen eventuell keine Ehepartner. Man erwartet von der Beschneidung, dass sie die Geburt erleichtere und insofern der Fruchtbarkeit dient.

Exkurs über die weibliche Beschneidung im Islam: Nach **Abdullah Salim vom Islam-Institut in Soest** „gibt es für die Mädchen- bzw. Frauenbeschneidung

weder im Koran noch in der Sunna (der islamischen Überlieferung) eine Rechtfertigung, geschweige denn ein Gebot oder eine Aufforderung Gottes“. Sie verstoße gegen das Gebot der körperlichen Unversehrtheit und gelte in der Mehrheitstheologie als heidnischer Brauch.

Während im Falle des Islam der Nachweis leicht geführt werden kann, dass die **Frauenbeschneidung vor- oder außerislamischen Ursprungs** ist, ist der Zusammenhang mit religiösen Vorstellungen bei Natur- und Stammesreligionen komplizierter. Hier gibt es in der Regel kein Buch und keine Autorität, die eine Unterscheidung vornehmen könnte zwischen Forderungen der Religion und solchen des bloßen Herkommens. Religion durchtränkt alle Lebensvorgänge. So sind bei der traditionellen Lebensweise der Lobi das Heilige und das Alltägliche noch ungeschieden. Die religiöse Bedeutung ist noch nicht durchgehend vom Alltagsleben getrennt und in den Bereich des Symbolischen verwiesen. Das heißt aber nicht, dass dies so bleiben muss.

Auch in der **jüdisch-christlichen Tradition** war diese Trennung nicht immer vorhanden. So wird im ersten Buch Moses berichtet, dass Gott den Abraham auf die Probe stellte, in dem er ihm die Opferung seines Sohnes Isaak abverlangte. Abraham bestand die Prüfung im Sinne der Bibel, aber ein Engel Gottes trug ihm rechtzeitig auf, den Knaben zu schonen. Abraham opferte stattdessen einen Widder als Ersatz bzw. Symbol seiner Bereitschaft. Auch der christlichen Taufe in ihrer heutigen Form sieht man nicht ohne weiteres an, dass sie entsprechend dem Römerbrief des Apostels Paulus (Röm. 6,3) einen Ritus von Tod, Grablegung und Wiedergeburt darstellt. Die Wiedergeburt setzt den vorherigen (rituellen, bzw. symbolischen) Tod voraus. Das Untertauchen bedeutet Tod durch Ertrinken. Der alte Name wird nicht mehr ausgesprochen. Der Wiederaufgetauchte bzw. Wiedergeborene erhält folglich einen neuen Namen; die Kindertaufe jedoch betrifft Säuglinge, die noch keinen (heidnischen) Namen haben und daher diesen auch nicht ablegen müssen/können, vielmehr von vornherein einen christlichen Namen bekommen. Die heutige Form der Kindertaufe mit Ausgießen von Wasser über das Köpfchen lässt nicht mehr erkennen, was sie bedeuten soll.

Aus einem ähnlichen Gedankengang heraus mussten sich im alten Griechenland diejenigen, von denen man fälschlich angenommen hatte, sie seien tot, bei ihrem Wiederauftauchen einer neuen Geburtszeremonie unterziehen, wie der Schriftsteller **Plutarch** berichtet. Wie bereits angedeutet, haben derartige Zeremonien etwas mit dem Zusammenhang zwischen der Gemeinschaft und dem Einzelnen zu tun.

Wie aber können sich Riten ändern?

Der bereits erwähnte, in Ungarn geborene Anthropologe und Psychoanalytiker Georges Dévereux berichtet über einen von ihm in den dreißiger Jahren untersuchten Stamm in Südostasien, bei dem Menschenopfer und ritueller Verzehr

der Leber vorkamen: „Das subjektive Empfinden der **Sedang**, dass das Essen der menschlichen Leber verwerflich sei, bewirkte, dass sie diese Praktik ersetzen: zuerst durch eine symbolische Geste - das Berühren der Lippen mit einem Stück menschlicher Leber - und dann durch das Essen der Leber eines geopfer-ten Tieres“. Weiter berichtet er von den damals im Verschwinden begriffenen Menschenopfern und schreibt: „Dann gaben sie vor, ein menschliches Wesen zu opfern, ritzten aber nur dessen Achsel und opferten stattdessen ein Schwein“. Soweit Devereux. Die Frage ist, woher kommt dieses „subjektive Empfinden“ der Sedang, und warum hat es sich nicht früher manifestiert? Hören wir weiter, was Devereux schreibt: „Zu diesen beiden kulturellen Neuerungen kam es, ohne dass die Sedang irgendeinem sozialisierenden oder administrativen Druck unterworfen wurden“. Heute würde man hinzufügen müssen, dass es bei den Sedang auch keine Entwicklungshilfe mit dem Ziel der Ausrottung dieses Brau-ches gegeben hat. Was Devereux nicht ausdrücklich sagt, was aber unterstellen kann, ist, dass der Austausch von Ideen mit Menschen aus anderen kulturellen Hintergründen eine Rolle gespielt hat.

Doch zurück zu den Lobi im afrikanischen Burkina Faso. Insoweit die weibliche Beschneidung bei ihnen als religiöser Akt gesehen wird, lässt sich aufgrund der Parallelen in anderen Religionen - einschließlich der christlichen - durchaus **vorstellen, dass dieser blutige Ritus durch ein symbolisches Geschehen ersetzt wird**. Genau dies - eine symbolische Lösung in der Art eines unblutigen „Luftstreiches“ mit dem Beschneidungsinstrument - hat eine Selbsthilfegruppe von Frauen im Südwesten von Burkina Faso (Association pour la Promotion des Femmes de Gaoua, APFG) - angeführt von ihrer dynamischen Vorsitzenden Frau Ini Damien - auf einem Seminar im Februar 1995 den Beschneiderinnen vorgeschlagen und dafür auch deren Zustimmung erhalten. Diese hatten zuvor erklärt, sie würden kein ruhiges Gewissen haben, wenn sie die Weisung der Ahnen missachteten. Es bleibt abzuwarten, ob die Selbsthilfegruppe und die Beschneiderinnen ihrerseits in der Lage sind, die Kundenfamilien zu überzeugen. Dies wird noch viel Überzeugungsarbeit notwendig machen. Es gibt aber eine reelle Chance. Die traditionelle Kultur der Lobi ist sehr anpassungsfähig. Dafür führt die Vorsitzende der Frauenvereinigung in Gaoua einige Beispiele an. Hier sind ihre eigenen Worte übersetzt:

- „Führt eine Familie eine Segenszeremonie für den Nachwuchs durch, kann ein abwesendes Kind u.U. durch einen Stein symbolisch vertreten werden.
- Bei den Lobi wird alle sieben Jahre der Dyoro, ein sogenannter Initiationsritus durchgeführt, bei welchem eine neue Generation in die Gemeinschaft aufgenommen wird oder im Status aufrückt. Es ist verboten, mit Nichteinge-weihten über das Geschehen zu sprechen; dasselbe gilt für Personen, die nicht derselben Initiationsgruppe angehören. Wird nun jemand ohne sein Zu-tun Zeuge einer Unterhaltung unter Mitgliedern einer anderen Gruppe, kann er sich schützen, indem er sich Steine auf den Kopf und in die Ohren legt.

Auf diese Weise habe ich mich auf den Rat meiner Mutter auch selbst geschützt, wenn europäische Ethnologen mich während meiner Arbeit mit ihnen auf die Probe stellen wollten durch Fragen, die in unserer Kultur nicht zulässig sind.

- Das folgende Erlebnis mag zeigen, wie in einer großen Familie die Entscheidung für oder gegen die Beschneidung gefällt wird, und dass auch der/ die Einzelne Einfluss geltend machen kann. 1987, als die Beschneidung noch nicht verboten war, sollte die Tochter meines Bruders beschnitten werden. Ich war dagegen; allerdings wurde das Mädchen während meiner reisebedingten Abwesenheit dennoch beschnitten. Die Operation führte zu einer starken Blutung mit Bewusstseinsverlust meiner Nichte, die ins Krankenhaus aufgenommen werden musste. Danach wurde mit Hilfe eines Wahrsagers (buur, d.h. Enthüller der verborgenen Dinge) nach der Ursache gesucht. Dabei stellte sich heraus, dass die Beschneidung ohne die Zustimmung einer Person aus der väterlichen Linie des Kindes vorgenommen worden war. Diese Person war ich selbst; obwohl eine Frau, gehörte ich der väterlichen Linie an, ohne deren Zustimmung die Operation nicht vorgenommen werden darf. Als Ursache der Blutung wurde damit ein Regelverstoß identifiziert“. Soweit Frau Damien.

Ein wichtiges und bisher nicht befriedigend gelöstes Problem ist, dass unbeschnittene Frauen und Mädchen an der großen Initiationszeremonie Dyoro nicht teilnehmen können. Ohne diese Teilnahme werden sie jedoch nicht als vollwertige Mitglieder der Gemeinschaft, sondern eher wie Unmündige behandelt. Die Frauenorganisation APFG wird mit den großen Meistern des Dyoro Kontakt suchen, d.h. Den Stier bei den Hörnern nehmen.

International läuft derzeit eine Kampagne gegen die weibliche Beschneidung, die von Seiten der Länder des Westens bzw. Nordens maßgebliche finanzielle und moralische Unterstützung findet. Es ist sicherlich relativ leicht, in vielen Ländern ein Verbot zu erreichen, soweit das nicht schon geschehen ist. In Burkina Faso ist die Beschneidung seit einigen Jahren verboten. Aber ein Verbot bedeutet noch kein Verschwinden der Sitte. Frau Damien berichtet von der Einkerkierung einer Beschneiderin (Youl Abena). Dieser wurde im Gefängnis ständig wiederholt „das ist verboten, das ist verboten“. Erklärungen wurden nicht gegeben. Erst nach der Entlassung konnte durch den Besuch von Frau Damien und einer Mitstreiterin eine Sinnesänderung bei der Beschneiderin erreicht werden, so dass sie „das Messer wegwarf“ (d.h. die Beschneidung aufgab). Ich konnte Youl Abena vor eineinhalb Jahren besuchen.

Im Sudan ist die Beschneidung seit über 50 Jahren verboten, trotzdem nimmt sie offenbar - zumindest auf dem Lande - eher zu. Ähnliches gilt für andere Länder. Es ist zu wünschen dass es dieser internationalen Kampagne gelingt, bei den betroffenen Bevölkerungen den Eindruck zu vermeiden, dass sie durch

die vermeintlich höhere Moral des Westens oder Nordens bevormundet werden sollen. Dies würde eher fremdenfeindliche und fundamentalistische Reaktionen hervorrufen und dem Anliegen schaden. Es macht daher keinen Sinn, wenn man bei uns von der Beschneidung plakativ behauptet „Das ist keine Kultur, das ist Folter“, und damit die Frauen als Trägerinnen dieser Tradition zu Angeklagten macht, während andererseits eine Änderung oder Aufgabe des blutigen Rituals ohnehin nur von der Weiterentwicklung ihrer eigenen, von Fremden oft geschmähten Kultur zu erwarten ist. Kulturen können für einen Betrachter anziehende und abstoßende Seiten haben, sie hören deshalb aber nicht auf, Kultur zu sein.

Das bloße gesetzliche Verbot - soweit überhaupt versucht wird, es durchzusetzen, hat eine unerwünschte Nebenwirkung: das Alter, in welchen die Beschneidung vorgenommen wird, verlagert sich nämlich immer mehr in das Kleinkindes- und Säuglingsalter. Die Gründe sind klar: Je kleiner die Kinder sind desto weniger können sie sich wehren, und desto besser lässt sich der Vorgang geheim halten. Vermutlich wäre es besser gewesen, nur die Beschneidung im Kindesalter zu verbieten, also bis zur Volljährigkeit.

Der eingangs erwähnte Bericht „Unsere kreative Vielfalt“ der Weltkommission zu Kultur und Entwicklung (UNESCO 1995) fordert eine „kultursensitive“ Entwicklungspolitik d.h. eine Politik mit Gespür für kulturelle Besonderheiten. Man könnte auch von einem „weichen Kultur-Relativismus“ sprechen. Wie wichtig dies ist, lässt sich auch am Beispiel der Lobi zeigen. Gerade die Lobi haben vom Ende des letzten Jahrhunderts bis in die dreißiger Jahre des jetzigen so sehr unter der kolonialen Eroberung gelitten, dass in zahlreichen Dörfern die damals Lebenden ihren Kindern und Nachkommen das Verbot auferlegten, jemals „dem Weg der Weißen zu folgen“. Noch heute werden Bäume gezeigt, an denen damals widerspenstige Einwohner ohne viel Federlesen aufgehängt wurden. Dies Verbot der Ahnen war lange eine Bremse für Entwicklungsbemühungen. So galten von den Franzosen aus Amerika eingeführte Schattenbäume als „heilige Bäume der Weißen“, deren Anpflanzung für die Lobi überhaupt nicht in Frage kam. Ein weiteres Beispiel: die Kinder wurden in der Kolonialzeit nicht zur Schule geschickt, obwohl der Unterricht kostenfrei war. Allenfalls schickte man Weisen oder die Kinder von Abhängigen bzw. Sklaven (dea).

Aber die Zeit hat sich geändert. Heute sind die Schulklassen überfüllt, obwohl Schulgeld bezahlt werden muss. Es gibt zu wenig Schulen; nur 38 % der Jungen und 25 % der Mädchen können zur Schule gehen. Lernen zu dürfen gilt als ein Privileg. Die „Entwicklungsbremse“ wurde gelöst, nicht durch Planungsbüros, Entwicklungshilfe und Experten, sondern aus der eigenen Kultur der Lobi heraus und im Gespräch mit Angehörigen anderer Kulturen. Dies geschah, indem die Ahnen zur Aufhebung ihres Verbotes veranlasst wurden. In Afrika sind die Ahnen nicht einfach tot, und in der Regel wollen sie ihren Nachkommen keinen Schaden zufügen, es sei denn, diese lassen es an Respekt fehlen. Darum kann-

ten in zahlreichen Dörfern, wenn sich alle Bewohner einig waren im Wunsch nach einer Aufhebung des Verbots, aber auch im Respekt vor den Ahnen, und wenn die rituellen Opfer gebracht wurden, die Ahnen durch Vermittlung der Wahrsager zur Aufhebung dieses Verbotes bewogen werden. Eine Kultur ist nichts Isoliertes und Unveränderliches; sie verändert sich und steht im Austausch mit anderen Kulturen. Sie beeinflusst auch die wirtschaftliche Entwicklung, und umgekehrt.